

Epilog zur Ekklesiologie*

VON OTTO HERMANN PESCH

Ein auswärtiger Kollege schrieb mir zum angekündigten Titel dieser Abschiedsvorlesung, ob denn damit – nach meiner Meinung – die Ekklesiologie beendet werden solle. Schlagartig wurde mir dadurch die Zweideutigkeit der Überschrift deutlich. Denn natürlich geht es nicht um den „Epilog zur Ekklesiologie“, sondern um den zur Ekklesiologie-Vorlesung. Es geht um die „Pflicht“ – ganz bewußt habe ich darauf verzichtet, eine „besondere“ Abschiedsvorlesung zu halten. Vielmehr ist dies normal die letzte Vorlesung im geteilten Traktat „Dogmatik IV.“ Dann soll allerdings eine kleine „Kür“ folgen: einige Worte zum Abschied. Wir beginnen mit einem kurzen Rückblick.

I. Kurzer Rückblick

1. Die Ekklesiologie unter den anderen theologischen Traktaten

Mit der Ekklesiologie wird die Theologie „praktisch“. Nicht nur in dem Sinne, daß *alles* theologische Bedenken des Wortes Gottes im Evangelium immer auch die Konsequenzen für das Handeln, die Praxis reflektieren muß, oder in der Fachsprache: nicht nur in dem Sinne, daß alles theologische Bedenken des Evangeliums, das das *Gesetz* überwindet, anschließend das konkrete *Gebot* Gottes für die Weitergabe seiner Liebe an die Mitmenschen zu erfragen hat. Vielmehr hat die Theologie in der Ekklesiologie thematisch von konkreten Menschen zu handeln. In der Gotteslehre, in der Christologie, in der Soteriologie und Rechtfertigungslehre geht es bekanntlich darum, das unsagbare Geheimnis Gottes, das uns umgreift und durchdringt zugleich, zu benennen – mit den Möglichkeiten und Unmöglichkeiten unserer an endliche Erfahrung gebundenen Sprache. Es kenntlich zu machen aufgrund der biblischen Botschaft des Alten und Neuen Testaments und schließlich anschaulich in dem Menschen Jesus von Nazareth, den die Christenheit eben deshalb und in diesem Sinne den „Christus“, den „Gesalbten“, den definitiven Bürgen der Gegenwart Gottes bei der Welt und den Menschen nennt. Da nun die Menschen aufgrund biologischer, kultureller, sozialer, ökonomischer, intellektueller und darum sprachlicher Prägung unendlich verschieden und auch, wenn in kulturellen Gruppen zusammengefaßt, schier unübersehbar vielfäl-

* Letzte Vorlesung vor Eintritt in den Ruhestand, gehalten am 30. Januar 1997. Siehe auch den Beitrag von Ulrich Kühn, S. 302–312.

tig sind, werden sie mit immer wieder anderem Herzen und Verstand diese eine und allen geltende biblische Botschaft aufnehmen und entsprechend ausdrücken. Das beweist die Kirchengeschichte, und das beweist der weltweite Blick in die Gegenwart. Mit einem Wort: Wo es um das Geheimnis Gottes geht, ist immer neue *Interpretation* nicht nur zulässig, sondern notwendig, weil sonst dieses Geheimnis gar nicht konkret verstanden werden könnte. Und eben darum ist ausschließende Abgrenzung von Interpretation gegen Interpretation *im Prinzip* unsinnig, weil kein interpretierendes Wort, kein verdeutlichender Gedanke das Geheimnis Gottes und „die Liebe Christi“ (vgl. Eph 3,19) erschöpfend begreifen kann – alle Rede von Gott bleibt Rede vom Unsagbaren (Heinrich Ott).

Eben darum können auch zueinander in Spannung stehende Aussageweisen, systematisch-theologische Konzepte, die gar nicht ohne Bruch der Logik in *einem Kopf* beisammen sein können – etwa, um bei meinem „Lebensthema“ zu bleiben: die Konzeptionen von Wesen und Wirken der rechtfertigenden Gnade Gottes bei Thomas von Aquin und Martin Luther –, doch *zugleich* bei der Sache sein, so daß man Streit um sie nur führen kann unter der Hinsicht, ob das eine oder das andere, die Sache immer zugleich perspektivisch erschließende und verkürzende Konzept in konkreter Situation wesentliche Aspekte der Sache hinreichend klar und unmißverständlich zur Sprache bringt. Dies alles gilt dann auch für die Eschatologie, die Lehre von der Hoffnung des Menschen über den Tod hinaus: Sie ist, wie gerade die gegenwärtige Theologie, sowohl die evangelische wie die katholische, neu gelernt hat, Rede von *Gott* – und nur als solche auch tastend-scheue Rede von konkreter Hoffnung des Menschen, Explikation dessen, was es bedeutet, daß der Mensch im Tode dem Leben Gottes selbst begegnet.

Dies alles ist nun in der Ekklesiologie anders. Sie ist definitiv Rede von *Menschen*, die in bestimmter Weise und aufgrund bestimmter Vorgaben untereinander verbunden sind. Würde man es anders sehen, dann endete man entweder schlecht-katholisch, bei einem abstrakten „Mysterium“ der Kirche jenseits und über den Menschen, ein „Mysterium“, das sich, keineswegs im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils, nur zu schnell dann als sehr unmysteriöse juristische Ämter-Struktur mit entsprechenden Ansprüchen herausstellte; oder man endete, schlecht-evangelisch, bei einer abstrakten Lehre vom Heiligen Geist, der Menschen zum Glauben führt, wobei deren Vergemeinschaftung sekundär und fast zufällig wäre, jedenfalls für die Glaubenden in keiner Weise eine verbindliche Vorgabe beinhaltete. Nein, wenn selbst ein evangelischer Theologe, der wahrlich nicht „katholischer Neigungen“ verdächtig ist, nämlich Gerhard Ebeling, die Kirche als „Kom-

munikationsgeschehen“ definiert (Dogmatik des christlichen Glaubens, III, Tübingen 1979, 331), dann ist klar: Es geht bei der Lehre von der Kirche um Menschen in einem ganz bestimmten und nicht beliebigen Beziehungsgeflecht. Die Folge: Man hat es dann nicht mehr so leicht, einander entgegengesetzte Aussagen als paradoxen Hinweis auf das letztlich immer Unsagbare gleichrangig gelten zu lassen. Konkret: Ob ich das Wesen der rechtfertigenden Gnade Gottes als – von Gott eingegossene – *quaedam qualitas in anima* (Thomas von Aquin, *Summa Theologiae*, I-II 110,2) denke, um damit Gottes Handeln am Menschen im vorhinein zu jeder eigenen Bewegung der Seele festzuschreiben und das letzte Einfallstor des Pelagianismus zu verrammeln, oder ob ich dieselbe Gnade Gottes definiere als – im Wort begründete – *Beziehung*, um damit jede Vorstellung einer unpersonalen „Einflößung“ übernatürlicher Kräfte auszuschalten (Luther), das kann beides stehen bleiben. Es mag ja nicht selten schlicht von der seelsorglichen Situation abhängen, ob das eine oder das andere, immer nur analoge Konzept die Glauben mitteilende Rede steuert. Ob ich aber sage: Eine bischöfliche Verfassung gehört *konstitutiv* zum Kirchesein der Kirche, oder: Sie gehört nur zur *angemessenen* Verwirklichung dieses Kircheseins, das kann nicht nebeneinander stehen bleiben. Denn im ersteren Fall wäre eine Kirche ohne Bischofsamt nicht im Vollsinn Kirche, im letzteren aber wohl.

In diesem Sinne wird die Theologie in der Ekklesiologie „praktisch“. Gibt es auch hier – selbstverständlich! – nach wie vor Aussagen über Gott als Grund der Kirche, die alle Offenheiten analoger Rede über Gott teilen, so sind sie doch in einer spezifischen Weise rückbezogen auf das „Kommunikationsgeschehen“ (Ebeling) zwischen konkreten Menschen. Übrigens ist darum die Kombination der Ekklesiologie mit der Eschatologie als „Dogmatik IV“ durchaus prekär. Sie ist nur begründet durch den Klammerbegriff „Reich Gottes“, das nach biblischem Zeugnis zugleich begonnen hat und noch aussteht. Aber weil die Kirche eben nicht, mit einer heute überwundenen alten katholischen Katechismusformulierung, „das Reich Gottes auf Erden“ ist, sondern zu ihm unterwegs, und zwar, mit den Worten des Zweiten Vatikanischen Konzils, in der Erwartung, daß dann alle Sakramente und Institutionen(!) der Kirche mit der Gestalt dieser Welt vergehen (Kirchenkonstitution Nr. 48), deshalb dürfen Ekklesiologie und Eschatologie nicht allzu nahe beieinander sein. Darum habe ich immer die beiden Traktate getrennt gelesen – nicht zuletzt auch aus dem Grund, um mich nicht der Gefahr auszusetzen, zu lange bei den „interessanten“ Streitfragen der Ekklesiologie zu verweilen und am Ende für die ernststen Fragen der Eschatologie keine Zeit mehr zu haben.

2. Zur angemessenen Methode der Ekklesiologie

Aufgrund solcher Überlegungen handelten wir uns ein Problem der Methode und der Didaktik ein. Es war ja unvermeidlich, daß wir zu reden hatten vom „Wesen“ der Kirche und ihren Wesenseigenschaften, von ihrem spezifischen Auftrag in der Welt und gegenüber der Welt, von den Gliedern der Kirche, von den Formen ihres Gemeinschaftslebens, also auch von ihrer Verfassung und ihren Ämtern, vom Verhältnis der verschiedenen christlichen Kirchen untereinander, und vom Verhältnis zur außerkirchlichen Welt, sofern diese ja auch immer eine innerkirchliche Welt ist. Wie kann man bei all dem Abstraktheit einerseits und Langeweile anderseits vermeiden und deutlich machen, daß Kirche – fast als einziges dogmatisches Thema – etwas „zum Anfassen“ ist?

Wir versuchten es, indem wir sowohl bei den Hauptteilen als auch, wo es sinnvoll war, bei den Einzelthemen jeweils ausgingen von einer kleinen Phänomenologie der Menschen, die mit dem jeweils abgehandelten Thema oder Teilthema konkret beschrieben sind. Im schönen Hamburger Propädeutikums-Jargon der siebziger Jahre fragten wir sozusagen: Wie „fühlen“ sich die Menschen als Glieder ihrer Kirche, als Amtsträgerinnen und Amtsträger, als Zeitgenossinnen und Zeitgenossen, als von der Existenz der Kirche in dieser oder jener Weise Betroffene? Diese kleine Phänomenologie der Kirche spiegelten wir zunächst zurück in die Geschichte und fragten, wie die gegenwärtige Situation entstanden ist – in einem ganz gerafften Blick in die Kirchen- und Theologiegeschichte. Dies alles jeweils unter der Überschrift: „Was ist und was war.“ Darauf fragten wir nach den biblischen und theologisch verbindlichen Grundlagen – und versuchten daraufhin eine systematisch-theologische Urteilsbildung unter der doppelten Leitfrage, wie die erarbeitete theologische Lehre im Selbstverständnis der Betroffenen „vorkommt“, aber auch, wie sich umgekehrt womöglich das konkrete Selbstverständnis der Menschen in der Kirche von der Theorie unterscheidet, gar in Spannung zu ihr steht und darum auch zur Anfrage an sie wird, zum Impuls einer Revision, gar zum Impuls für Kirchenreform werden könnte.

3. Das „Wesen“ der Kirche

So hatte der erste Teil der Vorlesung das *Wesen* der Kirche zu bedenken. Dies ist nicht etwa eine echt deutsche Marotte – wie eben Deutsche typischerweise stets nach dem „Wesen“ fragen. Das „Wesen“ der Kirche ist die Eigenart, *wie* die Menschen in der „Kirche“ genannten Gemeinschaft miteinander verbunden sind, und dies hängt wiederum davon ab, *was* sie über-

haupt miteinander verbindet. Die Wesensfrage ist damit die Frage nach den Vorgegebenheiten für die Kirche. Sie müßte nicht gestellt werden bzw. sie erschöpfte sich in der bloßen Angabe des „Vereinszweckes“, wäre die Kirche nur ein Zusammenschluß von Menschen mit mehr oder weniger zufälligen gemeinsamen Interessen und Überzeugungen. Die Wesensfrage weist also durch sich selbst darauf hin, daß die Kirche sich nach ihrem Selbstverständnis nicht beliebiger menschlicher Zwecksetzung verdankt, sondern ihren „Zweck“ von Gott vorgegeben bekam: für das Geschenk seiner Zuwendung zur Welt und zu den Menschen dazusein, für sein „Reich“. Die Antwort auf diese Frage ist dann durch sich selbst der Maßstab für die kirchliche Praxis.

Die Frage nach Was und Wie der Vergemeinschaftung in der Kirche verweist schon auf die Doppelpoligkeit *aller* Fragen innerhalb der Ekklesiologie: auf den Pol der göttlichen Berufung – *ek-klesia* –, in bezug auf welchen auch die Ekklesiologie wie alle Theologie Rede von Gott ist; und auf den Pol menschlicher Antwort, also erst einmal des Glaubens. Bezogen auf die Frage nach dem Wesen der Kirche konkretisiert die Was-Frage das *dogmatische* Problem: die Suche nach einem angemessenen Begriff, in dem dieses doppelpolige Wesen der Kirche zusammenfassend und abkürzend zur Sprache gebracht werden kann. Wir versuchten eine Antwort unter den einander kommentierenden, auch einander in der Balance haltenden Begriffen „Volk Gottes“ – „Gemeinschaft des Glaubens“ (nicht nur: „der Glaubenden“) – „Leib Christi“ – „Sakrament der siegreichen Gnade Gottes in Christus“. Auch und bewußt das letztere, „Sakrament“! Denn entgegen verständlichem evangelischen Argwohn, verständlich wegen mancherlei überdehntem Mißbrauch, hält dieser Begriff gerade den der evangelischen Theologie so wichtigen Gedanken der Instrumentalität der Kirche fest und *zugleich* ihren göttlichen Grund. Im übrigen stellten wir – soll ich sagen: mit Überraschung? – die Vielfalt der Wesensbestimmungen der Kirche in der gegenwärtigen evangelischen Theologie fest.

Die Frage nach dem *Wie* der Vergemeinschaftung der Kirche stellt das *fundamentaltheologische* Problem: Kirche als „Institution“. Ausgehend von der soziologischen Fassung des Begriffs der „Institution“, wonach diese nicht etwa, alltagssprachlich, eine Gruppe von Menschen mit geballten, repressiv wirkenden, freiheitsbedrohenden Machtbefugnissen ist, sondern „ein Gefüge von geschichtlich gewordenen, relativ gleichbleibenden und typischen Vollzugsformen eines sozialen Gebildes“ (Medard Kehl, in: Handbuch der Fundamentaltheologie III, Freiburg 1986, 176), also die stabile Lebens- und Vollzugsform als solche, hatten wir festzustellen, daß es eine

primäre Institutionalität der Kirche gibt, die Teil ihres Wesens ist. Sie darf nur nicht verwechselt werden mit der sekundären *Institutionalität* der geschichtlichen Konkretisierungen bis hin zu bürokratischen Organisationsformen. Vielmehr besteht sie grundlegend in den Gemeinschaftsformen und Gemeinschaftsvollzügen, in denen sich direkt der geglaubte Grund ihrer Existenz und der Inhalt ihres Auftrages ausdrückt. Beides sieht die ganze Geschichte der Ekklesiologie immer neu in dem Vers Apg 2,42 ausgesprochen: „Sie hielten an der Lehre der Apostel fest und an der Gemeinschaft, am Brechen des Brotes und am Gebet.“ Die grundlegenden Gemeinschaftsvollzüge der Kirche und damit die Äußerungen ihrer primären *Institutionalität* sind von daher: Verkündigung und Lehre (*martyria*), Gottesdienst (*leiturgia*), Gemeinschaft (*koinonia*) und Dienst untereinander und an der Welt (*diakonia*). Es kann nie eine Kirche geben, die nicht verkündigt und lehrt, nicht Gottesdienst feiert, nicht Gemeinschaft hält und nicht dient – und trotzdem Kirche bleibt. Insofern ist diese primäre *Institutionalität*, mit der die Kirche unbeschadet ihres verborgenen Grundes empirisch faßbar wird, die sichtbare Außenseite ihres Wesens.

Diese von der sekundären *Institutionalität* ihrer konkreten und geschichtlich sich wandelnden Ausgestaltungen zu unterscheiden, ist allerdings prekär, weil die primäre *Institutionalität* immer nur *in* einer sekundären in Erscheinung tritt. Dennoch ist die Unterscheidung unerläßlich. Denn einerseits ist die Ausgestaltung der sekundären *Institutionalität* – zum Beispiel die Aufgabengestaltung der kirchlichen Ämter und Dienste, die Verwaltungsstrukturen, die kirchenrechtlichen Regelungen etwa zur Sakramentsverwaltung – grundsätzlich frei, soweit sie der Konkretisierung der primären *Institutionalität* wirklich dient. Andererseits ist eben deshalb auch schlimmster Mißbrauch möglich bis dahin, daß die vier Grundinstitutionen der Kirche durch die sekundäre Gestaltung in ihrem Sinn und Wesen vollkommen unerkennbar werden – bekanntlich der Vorwurf Luthers gegen die Sakramentspraxis seiner Zeit: Die Sakramente leben in „babylonischer Gefangenschaft“.

Von daher stellt sich die Grundaufgabe aller kirchlichen *Institutionalisierung*: Sie muß auf ihre Weise ein Stück Interpretation des Evangeliums für konkrete Menschen sein – so, wie es die Interpretation durch Weitererzählung, Sprache und Begriff auch ist. Und darum hier wie dort auch mit der Möglichkeit, Notwendigkeit und unter den Bedingungen geschichtlichen Wandels. Nur so wird Kirche als Institution weder beliebig noch starr, sondern, wo glückend, Zeichen der identifizierenden, integrierenden und befreienden Kraft des Geistes, der auf diese Weise die geistlose

Perversion des Zeichens zur Sache selbst ebenso verhindert wie Uniformierung und Bevormundung (im Anschluß an Medard Kehl, a. a. O. 191–197).

4. Die „Wesenseigenschaften“ der Kirche

Mit der Erörterung des Wesens der Kirche stellte sich die „klassische“ Frage nach ihren „Wesenseigenschaften“, den *proprietaes* oder „Attributen“. Damit traten wir ein in das Elend der Geschichte der Ekklesiologie. Denn ursprünglich waren sie *Wesensaussagen* über die Kirche in bezug auf ihren Grund – und auf der Ebene der empirischen Kirche Ausdruck des Stauens über den guten Baum, der aus diesem Grund erwuchs. Doch schon in der frühen Väterzeit begann die Entwicklung, in deren Verlauf aus den Wesenseigenschaften, die das verborgen-sichtbare Wesen der Kirche teilten, „Kennzeichen“ (*notae*) wurden – wenn auch zunächst noch nicht so genannt –, an denen in apologetischer Absicht ausschließlich auf der empirischen Ebene die wahre Kirche identifizierbar und von der falschen unterscheidbar sein sollte. Diese Entwicklung setzte sich fort, verlief sehr kompliziert und kam dann mit voller Wucht zur Auswirkung in der Auseinandersetzung um wahre und falsche Kirche in der Reformationszeit. Das ist jetzt gar nicht in drei Sätzen zusammenzufassen. Klar war aber, daß wir mit allem Nachdruck versuchen mußten, die „Kennzeichen“ wieder als „Wesenseigentümlichkeiten“ zu lesen und diesen kostbaren altkirchlichen Gedanken nicht für konfessionelle Auseinandersetzungen zu „verwerten“. Wir haben sie darum – übrigens nach dem Vorgang des Zweiten Vatikanischen Konzils – auch nicht en bloc behandelt, denn die geschichtlich sehr zufällig zusammengekommene Quaternität nimmt uns in dieser Hinsicht nicht normativ in die Pflicht. Wir ordneten Heiligkeit und Katholizität dem Wesen der Kirche zu, die Einheit ihrem Auftrag und die Apostolizität ihrer Verfassung. Dabei versäumten wir, unserer Methode gemäß, in keinem Falle die Frage, wie sich die Betroffenen im Licht dieses jeweiligen Stichwortes „fühlen“ – um daran zwischen erdenthobener Theorie und wirklichem Selbstverständnis derer, die wesenhaft die Kirche *sind*, nach Gebühr unterscheiden und gegebenenfalls uns korrigieren zu können.

Das Wort von der *heiligen* Kirche hat den Wechsel vom Wesensattribut zum Kennzeichen noch am schadlosesten überstanden. Trotz „Heiligenverehrung“ in der katholischen Kirche und trotz mancher problematischen Praxis macht kein Katholik aus den „Heiligen“ im Himmel noch Ersatz-Christusse. Doch klingt im apologetischen Argument vom „moralischen

Wunder der Kirche“ (vgl. Erstes Vaticanum, DH 3013)) – woran ja wahrhaftig etwas dran ist! – und im Interesse an der „gesellschaftlichen Relevanz“ der Kirche noch etwas nach von der Umfunktionierung der Heiligkeit der Kirche zu einem sichtbaren Kennzeichen ihrer Wahrheit.

Das Stichwort von der *katholischen* Kirche meint ursprünglich einerseits die grundlegende Tatsache, daß sich die Kirche mit ihrer Botschaft an die ganze Welt wendet, weil sie allen Menschen gilt, und andererseits die schon bald bestaunte Tatsache, daß sie binnen kurzer Zeit tatsächlich in der ganzen – damals bekannten – Welt verbreitet war beziehungsweise sich anschickte, sofort verbreitet zu sein, wo sich neue Räume erschlossen. Aber wieder wird auch bald ein apologetisches Argument daraus: Die Wahrheit ist weltweit verbreitet, die Häresie ist provinziell. Dieses Denkmuster war ungeheuer zählebig, so daß man im 16. Jahrhundert mit demselben Argument sich das Hören auf die Anfrage der Reformation ersparen zu können glaubte: Die reformatorische Bewegung war eben die provinzielle deutsche Häresie.

5. Einheit und Verfassung der Kirche

Das Stichwort von der *Einheit* der Kirche ordneten wir dem Auftrag der Kirche zu. Dieser ist wiederum gegeben durch die vier Grundvollzüge, die die primäre Institutionalität der Kirche bilden: *martyria*, *leiturgia*, *koinonia*, *diakonia*. Die These war: Der zentrale Auftrag der Kirche, in dem alle anderen Aufträge eingeschlossen sind oder ihren Quellgrund haben, ist der Gottesdienst – als öffentliche Verkündigung, als Erinnerung an Gemeinschaft und Dienst, als Ort des Friedensschlusses, und darum als Angebot der Sozialkontrolle der Kirche durch die „Welt“. Eben darum *ist der Gottesdienst auch der Ort und der Maßstab der Einheit der Kirche*: Die unveröhnliche Vielfalt bleibt draußen, die versöhnte Vielfalt findet auf dem alles einenden Grund zusammen, das Zentrum des Glaubens kommt in der entspannten Feier unter Gleichgesinnten problemlos zur Sprache, das Ja des Glaubens in Bekenntnis und Gebet wird von allen einzeln und gemeinsam gesprochen, die Feiernden stellen sich bewußt vor den lebendigen Gott, werden an die ethischen Konsequenzen erinnert und tauschen die Verheißung des Friedens aus. Das Geschehen im Gottesdienst, bewußt mitvollzogen und angeeignet, ist darum der Maßstab für die Klärung der Frage der Kircheneinheit, besser: Kirchengemeinschaft als eines immer noch belastenden kontroverstheologischen Problems. Die Erfahrung des mitvollzogenen Gottesdienstes gestattet die helle Einsicht, was alles *nicht* zur Einheit der Kirche erforderlich ist.

Konkret war das nun durchzubuchstabieren an den Sakramenten, vor allem Taufe und Herrenmahl. Das mußte durch Lektüre ersetzt werden – nicht zuletzt deshalb, weil mir ja durch diese liebenswürdige Feier drei Vorlesungsstunden abhanden kamen!

Um so mehr kam der kritische Punkt des ökumenischen Dialogs noch einmal zur Sprache bei der Frage nach der Verfassung der Kirche und in diesem Zusammenhang bei der Frage nach ihrer *Apostolizität* – historisch im Glaubensbekenntnis das zuletzt hinzugekommene Kirchenattribut. Aber der Schein trügt. Liest man unbefangen die biblischen Texte, so ergibt sich: Die Kirche ist apostolisch, wenn sie bei *Lehre und Glaube* der Apostel bleibt. Das verbindet sich allerdings schon bald mit dem Traditionsprinzip. Da aber die wahre apostolische, nicht von den Irrlehrern verfälschte Lehre durch das Amt „garantiert“ wird, kommen verlässliche Tradition, apostolischer Glaube und Amtsnachfolge zusammen: Apostolischer Glaube ist dort, wo er vom Bischof in der Nachfolge der Apostel verkündet wird. So schon Irenäus an der Wende zum 3. Jahrhundert (Adv Haer. III, 3,1; IV,26,2; 33,8). Doch schon Ignatius kann ein Jahrhundert zuvor den Satz schreiben: „Wo der Bischof ist, da ist Christus“ (Eph 5,1). Dieses Konzept konnte überzeugen, wo die Erinnerung an die Apostel nur wenige Generationen im Auge zu behalten hatte. Nach Jahrhunderten aber wird daraus ein kruder juridischer Anspruch. Und den Satz des Ignatius kann man diesem nur verzeihen, weil er eine 2000jährige Kirchen- (und Bischofs-) Geschichte nicht hinter sich hatte – und: weil er ihn auf dem Weg ins Martyrium auf den Papyrus schrieb.

Da ist es nun von fundamentaler Bedeutung, daß schon der „Malta-Bericht“ über „das Evangelium und die Kirche“ von 1971, die Ansätze des Zweiten Vaticanums fortführend, mit den Stimmen auch der katholischen Partner feststellt: Das Apostelamt ist unwiederholbar – weil es das kirchengründende Amt der Osterzeugen war. Das heißt in der Konsequenz: Die Verfassungsfragen haben mit der Apostolizität der Kirche gar nichts zu tun. Dementsprechend dann auch nicht der Begriff der „apostolischen Sukzession“! *Die Amtsträger der Kirche sind nicht Nachfolger der Apostel, auch nicht in ihrer Gesamtheit, als „Kollegium“, sondern Nachfolger der urchristlichen Gemeindeleiter.* Verfassungsfragen sind darum Ermessensfragen zum weisen Umgang mit geschichtlich gewachsenen Strukturen, nicht weniger aber auch nicht mehr.

Und so war gerade an diesem neuralgischen Punkt des ökumenischen Dialogs die Quintessenz der Überlegungen die große Freiheit, die es uns ersparen kann, aus einem geschichtlichen Ergebnis im Bereich der sekundären Institutionalität der Kirche einen *articulus stantis et cadentis ecclesiae*

zu machen. Es bedarf freilich großer Weisheit zu unterscheiden, was geändert werden *darf*, was geändert werden *muß* – und was nicht geändert werden *kann*, obwohl es vielleicht geändert werden *dürfte*. So wurde uns die Ekklesiologie am Ende, wie alle Theologie, zur Reflexion auf die konkrete Freiheit eines Christenmenschen.

Soweit der Rückblick. Was folgt daraus im Vorblick?

II. Christsein in einer oft wenig christlichen Kirche oder: Ein Traum von der Kirche

Als Hans Küng 1979 von der römischen Kurie die Lehrbefugnis zur Ausbildung von katholischen Theologen entzogen wurde, schrieb er u.a. einen engagierten Aufsatz unter der Überschrift: „Warum ich in der Kirche bleibe“ (jetzt abgedruckt in ders., Wegzeichen in die Zukunft. Programmatisches für eine christliche Kirche, Reinbek 1980, 131–137). 1978 schon gab Meinhold Krauss einen Sammelband mit Beiträgen prominenter Theologen heraus unter dem Titel: „Ich habe einen Traum“ (Stuttgart 1978). Die Autoren brachten darin ihren Traum von der künftigen Kirche zu Papier. 1982 edierte der katholische Alttestamentler Norbert Lohfink ein Buch mit gesammelten Aufsätzen unter dem Titel „Kirchenträume. Reden gegen den Trend“.

Das sind Beiträge von „Prominenten“. Unter ihnen übrigens auch Karl Rahner, dessen Beitrag „Der Traum von der Kirche“ in Bd. 14 seiner „Schriften zur Theologie“ abgedruckt ist (Zürich 1980, 355–367), zu ergänzen durch den Beitrag „Die unvergängliche Aktualität des Papsttums“ in Bd. 16 (Zürich 1984, 249–270), dem köstlichen fiktiven Brief eines Papstes zu Beginn des 3. Jahrtausends an einen Studienfreund, mit dem zusammen er in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts in Rom Theologie studiert hat.

Ich will nun nicht aus diesen Texten der Prominenten zitieren, sondern für beides, für die Frage, warum ein Christ in der Kirche bleibt, in diesem Falle in der römisch-katholischen Kirche, und welchen Traum von der Kirche ein solcher Christ träumen kann, den Text eines unbekannten Katholiken zitieren, Mitglied eines Pfarrgemeinderates in einer Frankfurter Vorortgemeinde, in der damals, 1986, aus akutem Anlaß lebhaft über einen Massenaustritt von Gemeindegliedern diskutiert wurde. Dieser Pfarrgemeinderat, Volker Meckel mit Namen, schreibt:

„Ich achte die Entscheidung, aus unserer verfaßten Kirche auszutreten. Es gehört zweifellos Mut dazu. Ich bedaure sie zugleich vor allem bei denen, die aus kritischem Denken heraus und nicht aus Gleichgültigkeit diesen Schritt vollziehen. Ein solcher Schritt gipfelt doch darin: Christus ja – Kirche nein. Und diese Formel kann ich nicht befürworten.

Für mich wäre der Austritt eine Art Kapitulation. Ich habe jahrelang Nutzen von meiner Zugehörigkeit zur Kirche gehabt. Mein Christsein habe ich nicht aus der Bibel oder anderen Büchern. Ich habe es von der Glaubensgemeinschaft in dieser unserer Kirche, die zwei Jahrtausende die Sache Jesu mal schlecht, mal recht weitergetragen hat.

Dabeigewesen in besseren Zeiten, sollte ich das Schiff im Sturm aufgeben und das Wasserschöpfen anderen überlassen, mit denen ich bisher gesegelt bin? Jetzt, da für mich das Kleid der ‚Mutter Kirche‘ unansehnlich geworden ist, soll ich sie im Stich lassen? Nein. Ich will in unserer Kirche bleiben, auch wenn ich manchmal ebenfalls darunter leide. Zuviel habe ich in dieser Glaubensgemeinschaft empfangen, zuviel mich für Veränderung engagiert. Ich möchte auch nicht die enttäuschen, die sich mit mir für Erneuerung eingesetzt haben und dies heute noch tun. Schließlich halte ich Opposition nur innerhalb der Kirche für möglich, halte ich Veränderungen nur aus einer Position innerhalb der Kirche für erreichbar.

Ich möchte aufgrund meiner Mitgliedschaft dazu beitragen können, daß öffentliche Erklärungen der Kirchenoberen in ihrer Bedeutung relativiert werden können. Weil ich nicht will, daß eine ‚Friedhofsruhe in der Schafsherde‘ erreicht wird, daß der Heilige Geist in der kirchlichen Hierarchie je nach Stufe unterschiedlich wirkt und beim sogenannten Laien kaum mehr vorhanden sein soll.

Sind nicht gerade kritisch denkende Menschen aufgerufen, sich mit denen zu solidarisieren, die sich in unserer Kirche für Frieden und Gerechtigkeit engagieren? Solange diese unter zum Teil wesentlich schwierigeren Bedingungen in der Kirche bleiben, wäre es für mich ein Akt des Verzagens, wegen vergleichsweise geringer Schwierigkeiten mit Amtsträgern und kirchlichen Verlautbarungen aus unserer Kirche auszutreten. Kommen nicht auch gerade aus unserer Kirche heraus immer wieder Kräfte der Erneuerung, die Hoffnung geben – Christen wie Johannes XXIII., Helder Camara, Kardinal Arns, die Gebrüder Boff...?

Ein Austritt in Massen – als Denkmittel – würde die Kirche zur bedeutungslosen Sekte machen. Wäre das in unserem Sinne? Sicher nicht. Was jedoch in Massen nicht gut ist, kann auch nicht im einzelnen Schritt gut sein. Heißt Austreten aus der Kirche nicht letztlich auch Ja-sagen zur personellen, personalen und finanziellen Austrocknung unserer Kirche?

Im Zusammenleben von Menschen sind Institutionen nötig. Auch eine Glaubensgemeinschaft kann ohne Institution und Verfassung nicht leben, sobald sie eine bestimmte Größe erreicht. Und es sind Menschen, die darin Funktionen ausüben. Auch in der Kirche. Man gibt doch auch nicht seine Staatsangehörigkeit auf, nur weil man mit der Regierung nicht im Einklang steht.

Und wenn ich auf meine eigene menschliche Unzulänglichkeit schaue (wie würde ich wohl in solchen Positionen der Kirchenoberen handeln?), dann werde ich etwas zurückhaltender in meiner Kritik an unserer Kirche – trotz aufkommenden Zorns über zeitweises Reden und Handeln der Kirchenleitung (beispielsweise in letzter Zeit Kardinal Höffner über die Wählbarkeit der Grünen).

Ich möchte, daß die Sache Jesu nicht in Vergessenheit gerät, sondern auch an die nächste Generation weitergegeben wird; ich möchte, daß die Sache Jesu politisch wirksam bleibt (das geht nur, wenn sie eine Größe in unserer Gesellschaft darstellt); ich möchte, daß Pfarrhäuser, Gemeindezentren und Kirchen auch heute noch soziale und seelische Rettungsstationen bleiben; und ich möchte nicht auf die moralische

Autorität der Kirche verzichten, wenn sie im Namen Jesu auftritt (beispielsweise US-Bischöfe zur Abrüstung, oder die katholische Kirche in Chile, Südafrika oder auf den Philippinen).

Es ist mir gleichzeitig bewußt, daß das alles ohne die verfaßte Kirche nicht möglich ist, daß ich die Institution um dieser Dinge willen gewissermaßen in Kauf nehmen muß. Gleichwohl braucht unsere Kirche qualifizierte, manchmal radikale Kritik – ohne Lieblosigkeit! Sie braucht aber auch Gemeindeleiter, braucht Strukturen, braucht ein gewisses Maß an Bürokratie, und sie braucht Geld.

Ohne diese unsere Kirche war die Sache Jesu nicht zu haben und wird nie zu haben sein. Daher möchte ich gerade die aus einer kritischen Position heraus aus der Kirche Ausgetretenen ermutigen und bitten, ihren Schritt rückgängig zu machen. Ich möchte sie bitten, mit Gleichgesinnten von innen an der Erneuerung unserer Kirche mitzuarbeiten mit allem Stehvermögen, das dazu nötig ist. Denn wir alle erleben auch viel Hoffnungsvolles in unserer Kirche, was nur eine starke Kirchengemeinschaft durchtragen kann. Sauerteig kann nur *im* Brot wirken.

Ich möchte in unserer Kirche bleiben, weil ich mich als ein Teil von ihr verstehe und weil ich die Hoffnung habe, daß die Sache Jesu immer wieder stärker ist als alle geschichtlichen und momentanen Wirren. Und weil ich glaube, daß die Sache Jesu stärker ist als aller Unfug, der in unserer Kirche auch noch angestellt werden mag“ (Volker Meckel, in: Publik-Forum 26/1986, S.28).

Diese Stellungnahme – übrigens teilweise bis in die Formulierung stark an dem genannten Beitrag von Hans Küng orientiert –, dieses „Kirchen-Feeling“ ist „typisch katholisch“. Aber ich habe hier ein kleines Büchlein von 1991 in der Hand mit dem Titel „Unsere [!] Nordelbische Evangelisch-Lutherische Kirche“, aus dessen Beiträgen schon ein ähnliches Kirchen-Feeling entgegenweht – ausgerechnet aus der Kirche, deren Verfassung so sehr den basisdemokratischen Geist der siebziger Jahre repräsentiert. Gibt es *einen* Satz in dem katholischen Statement, den ein evangelischer Christenmensch *nicht* unterschreiben könnte? Kann das „typisch Katholische“ nicht genauso gut das „typisch Evangelische“ werden und sein?

So kann der „Epilog zur Ekklesiologie“ nun einmünden in:

III. Ein paar gut-katholische Ratschläge – zum Abschied

1. Dank an „meinen“ Fachbereich

Mit diesem Semester – ganz genau am 31. März 1997 – geht, wenn schon nicht gleich eine „Ära“, so doch eine bemerkenswerte Zeit zu Ende – an diesem Fachbereich und sogar in ganz Deutschland. Die Professur für „Systematische Theologie mit Schwerpunkt Kontroverstheologie“ wird nicht wiederbesetzt. Der Fachbereich hat seine Option für eine zukünftige „Wiederbelebung“ der Professur (für die ich mir gleich ein halbes Dutzend Nachfolger und vor allem auch Nachfolgerinnen denken könnte!) dokumentiert.

Aber zur Zeit sind alle Hoffnungen leerer Wahn. Damit läuft die letzte derartige Professur aus. Zuzeiten waren wir in Deutschland drei Katholiken als Vollmitglieder eines evangelisch-theologischen Fachbereichs. Da war der Neutestamentler *Wolfgang Trilling* am Theologischen Seminar in Leipzig, da war der Ethiker *Stephan H. Pfürtner* in Marburg. In der alten Bundesrepublik war ich der erste. Wolfgang Trilling ist tot. Stephan Pfürtner ist emeritiert. Ich war zuletzt wieder der einzige, und nun ist auch dies zu Ende. Dabei war gerade meine Stelle eine wirkliche und absichtliche institutionelle Innovation. Sie sollte gewährleisten, daß Studierende der evangelischen Theologie im Rahmen ihrer Ausbildung sich gezielt über die heutige Situation des Verhältnisses der getrennten Kirchen zueinander und über den heutigen Stand des ökumenischen Gesprächs informieren und auf dieser Linie heutiger Theologie mitdenken lernen könnten. Das Modell für diesen Versuch waren die amerikanischen interdenominationalen Fakultäten, an denen es verlässliche kirchliche Loyalitäten, aber keine staatskirchenrechtlichen Einschränkungen gibt. Das zu vermitteln, war 1975 bei meiner Berufung nicht leicht. Besonders kirchliche Kreise befürchteten, Hamburg könne mit der „Entkonfessionalisierung“ der theologischen Fakultäten beginnen – was in Wahrheit niemals auch nur die unterschwellige Absicht war. Heute ist die Professur ein Pluspunkt gegenüber dem im Rahmen der „externen Beratung“ lautgewordenen Verdacht, unser Fachbereich betreibe ja eine „konfessionelle Wissenschaft“. Der Pluspunkt muß nun geopfert werden.

Dabei ist noch einmal zu vermerken: Das ist nicht der Wille des Instituts für Systematische Theologie oder des Fachbereichs. Aber meine Stelle ist, den Sparzwängen gehorchend, seit Jahren in allerlei Ab- und Auslösungsmodellen, Sparraten, Strukturentwicklungsprogrammen und Haushalt-Töpfen als Verfügungsmasse drin. Es war zeitweise nicht angenehm, auf einer Stelle zu arbeiten, bei der eine ganze Menge Leute zwar nicht am Fachbereich, aber in Hamburg und anderswo nur darauf warteten, daß ich sie räume.

Um so mehr besteht Anlaß, den Kolleginnen und Kollegen und allen Mitgliedern dieses Fachbereichs – und ich schließe darin ausdrücklich auch die Damen und Herren der Verwaltung und die Sekretärinnen ein, die aktiven wie die ehemaligen – von Herzen zu danken für, die beiden Vertretungssemester mitgerechnet, 23 Jahre schönster Zusammenarbeit. Dieser Fachbereich war und ist meine „theologische Existenz heute“. In diesen Tagen habe ich aus Anlaß meiner Verabschiedung mehrere Interviews gegeben: für die Kirchenzeitung des Erzbistums, für die Katholische Nachrichten-Agentur – und habe die Gelegenheit gehabt und nicht ausgelassen, das hohe Lied des Fachbereichs zu singen, wie ich es auch früher schon aus gegebenem Anlaß öffentlich getan habe. Da ist die menschliche Seite: Immer ist es mir als ein Markenzeichen dieses Fachbereichs erschienen, auf das wir auch bei

Berufungsvorgängen geachtet haben, daß wir nämlich uns am Nachmittag in der Sitzung zur Sache hart und schonungslos streiten konnten und dennoch in der Lage waren, am Abend gemeinsam ein Fest zu feiern. Da ist die theologische Seite: Es war stimulierend und zugleich disziplinierend, hier mit Kolleginnen und Kollegen zusammenzuarbeiten, die in der „Zunft“ hohes und höchstes Ansehen genießen und teilweise in dichten internationalen und interdisziplinären fachlichen Beziehungen tätig sind und darin alle ein eigenes wissenschaftliches Profil und unverwechselbare fachliche Schwerpunkte herausgebildet haben. Wozu braucht man noch Fachlexika, wenn man solche Kolleginnen und Kollegen hat!

Und es war auf der anderen Seite aufregend, mit Studierenden zusammenzuarbeiten, die beim Fragen und Diskutieren keine Tabus kannten, auch keine kirchlichen. Ganz besonders möchte ich hier den verschiedenen Tutorinnen und Tutoren danken, die mir geholfen haben, sowie vor allem meinen Mitarbeiterinnen in den letzten Jahren, Frau Dr. Donata Dörfel, Frau Alexandra Hector und Frau Sibylle Knapp, deren Namen schon verdienstermaßen die Anmerkungen einiger meiner Publikationen zieren. Und da ist die ökumenische Seite: Es ist zweierlei, ein oder zweimal im Jahr mit Kollegen aus der Schwesterkirche auf einer Tagung zusammenzutreffen und ansonsten ihre Veröffentlichungen zu lesen – oder Dienstzimmer an Dienstzimmer täglich mit ihnen zusammenzusein, zu reden, sich über neueste Publikationen auszutauschen, Selbstverständlichkeiten des Lebens in der Schwesterkirche mitzerleben. Diese Art ökumenisch-theologischen Alltags ist eigentlich von solch bezwingender Logik, daß ich mir einfach, Sparzwänge hin oder her, nicht vorstellen kann, sie könne auf Dauer wieder aussterben. Und so werfe ich nun einmal einfach das Staffelholz in die Luft. Mal sehen, ob sich nicht doch irgendwann wieder jemand findet, der es aufnimmt. Und: für Duplikate zu sorgen versteht, wo eine ähnliche Situation wie in Hamburg besteht! Nicht zuletzt auch umgekehrt für evangelische Kolleginnen oder Kollegen an Katholischen Fakultäten, was bis jetzt leider noch nicht gelungen ist.

Doch weil dem allem nun einmal so ist, weil also sozusagen am 1. April 1997, ganz ohne Aprilscherz, die konfessionelle Welt am Fachbereich wieder in Ordnung ist, will ich diese Abschiedsvorlesung dazu nutzen, noch ein paar gut-katholische Ratschläge loszuwerden, wobei ich mich naturgemäß vor allem an die Studierenden wende.

2. Einige „gut-katholische“ (?) Ratschläge

1. *Hören Sie niemals auf, Theologie zu studieren! Sie gleichen sonst nach kurzer Zeit einem Hamburger Kaufmann, der seine Bilanzen noch immer handschriftlich ins Kontorbuch einträgt.* Ich muß jetzt nicht lange erläutern,

warum das theologische Nachdenken infolge immer neuer Nachfragen nie an sein Ende kommt – und dabei auch Korrekturen liebgewonnener Überzeugungen und Auflösung so manchen „Konsenses der Forschung“ fällig werden. Da nicht mithalten zu können heißt, sich der Kompetenz zu begeben, den Ihnen in Unterricht oder Seelsorge anvertrauten Menschen im Glauben weiterhelfen zu können. Sagen Sie nicht, später unter den Belastungen des Amtes sei dazu kaum Zeit. Ich halte dagegen das Beispiel meines verstorbenen Bruders, lange Jahre Pfarrer in einer großen Vorortgemeinde in Köln. Angesichts der einschlägigen Auseinandersetzungen in der evangelischen Kirche darf ich Ihnen gar nicht sagen, wo er das gelernt hat, auch im Amt Zeit fürs theologische Studium zu haben: bei der Bundeswehr, in den zwölf Jahren als Standortpfarrer und später als Dozent an der Hamburger Führungsakademie und an der Schule für Innere Führung in Koblenz. Dort, im Generalstab, hat er gelernt, wie man delegiert und Verantwortung überträgt, und was dazu die Voraussetzungen sind. Und so war in seiner Pfarrszeit jeden Morgen „kleine Lage“, Informationsaustausch, Arbeitsbesprechung, jeder ging dann selbstverantwortlich an seine amtliche oder ehrenamtliche Arbeit – und mein Bruder hatte Zeit zum Lesen. Einmal sagte er mir: „Wenn mir ein Mitbruder sagt: Ich komme vor lauter Verwaltungsarbeit nicht zum Eigentlichen!“, dann antworte ich ihm: „Dann machst du etwas falsch!“

2. *Hören Sie nie auf, aus den Quellen zu schöpfen! Sie stehen Ihren „Job“ sonst nicht durch!* Konkret: immer wieder die Bibel lesen und daraus wissen, daß unser Dienst auf keinen Fall sich nur auf Lebenshilfe, auf Hilfe im ethischen Bereich beschränken darf, so unverzichtbar beides dazugehört. Sie fassen einen ganz abenteuerlichen Lebensweg ins Auge: die Glaubensverkündigung zum Brotberuf zu machen. 60–80 Prozent Ihres Tageswerks mag sich später als „Dienstleistungsberuf“ qualifizieren lassen. Unverwechselbar und unaustauschbar sind Sie als Theologin und Theologe, also als jemand, der es wagt, sich in dieser Welt professionell mit dem zu beschäftigen, was nicht von dieser Welt ist. Wenn Sie sich dessen nicht immer wieder an der Quelle solch ungeheuerlicher Nachricht vergewissern, wird ihre Arbeit ausdörren. Also tägliche Bibellesung! Ich meine nicht, daß Sie dabei auf das immer neue erhebende Erlebnis warten dürften. Nein, ganz nüchtern: Wie wäre es, wenn Sie sich vornehmen, täglich eine halbe Stunde die Bibel nach einem selbstentworfenen Leseplan mit Hilfe eines Kommentars durchzuarbeiten und dabei jede im Kommentar angegebene Verweisstelle nachzuschlagen? Nach zwei Jahren haben Sie die Bibel „drauf“, und das Bibelkunde-examen, soweit Sie es noch nicht haben, machen sie mit links!

3. *Lesen Sie immer wieder große Quellentexte der Theologie! Andernfalls trocknet kreatives theologisches Nachdenken aus.* Ich meine (anders als bei der

Bibel) zunächst einfache Lektüre großer klassischer Texte von den Kirchenv Vätern bis Schleiermacher und Kierkegaard – am besten in der Originalsprache, aber notfalls auch in Übersetzung. Das darf ich Ihnen aus eigener Erfahrung sagen: Nichts bringt das theologische Reflektieren besser in Gang als solches ruhiges, stetiges Quellenstudium gerade *ohne* den Gedanken an den nächsten „Verwertungszusammenhang“, sei es fürs Examen, sei es für die Predigt.

4. *Hören Sie nicht auf, den Konfessionsgegensatz ernstzunehmen! Es geht dabei um nichts geringeres als das Glaubenkönnen der Menschen.* Ich verstehe nur zu gut, daß wir durch Studium und Erfahrung in *unserem* Umfeld mit viel gutem Grund geneigt sind, den Gegensatz zwischen den christlichen Kirchen nicht mehr gewichtig zu nehmen und einfach nach der Sache zu fragen. Dieser Tage bekam ich einen Brief von einem berühmten evangelischen Kollegen, mit dem mich Freundschaft seit fast drei Jahrzehnten verbindet. Aus gegebenem Anlaß meinte er, mir schreiben zu sollen: Sie bemühen sich sehr, den Konfessionsgegensatz zu relativieren, Vorurteile und Klischees abzubauen und für Versöhnung zu werben. Ich jedoch bemühe mich, die Bedingungen des Glaubenskönnens heute zu reflektieren. Ich werde zurückfragen müssen: Was glauben Sie denn, warum ich mich mit der Überwindung des Konfessionsgegensatzes abmühe? Die Kirche ist für mich zwar ein Thema mit eigenen Problemen, aber nie ein Thema eigenen Rechtes. *Vielmehr geht es auch beim Thema Kirche und damit beim Thema Konfessionen um den Glauben und nichts als den Glauben.* Ich habe viele Vorträge vor Gemeinden gehalten – und dann in der Diskussion erlebt, wie die Zerstrittenheit der Kirchen für einfache Christenmenschen zum ernststen Hindernis des Glaubenkönnens wird – weil sie einerseits (und das mit vollem theologischen Recht) nur *in* der Kirche glauben können und andererseits den Streit der Theologen um das allein wahre Christentum in der je eigenen Kirche entweder nicht mehr verstehen oder, schlimmer, vor ihm in die traditionelle Eindeutigkeit der Konfessionskirchen zurückflüchten. Wenn sich die Kirchen nicht – wie es schon 1974 Lukas Vischer vorgeschlagen hat – bald zu einer vorläufigen Einheit zusammenschließen, wird sich, wie er damals sagte, die Ökumene zersetzen (Wie weiter – nach den ersten zehn Jahren?, in: Gerard Békés/Vilmos Vajta (Hg.), Unitatis Redintegratio 1964-1974. Eine Bilanz der Auswirkungen des Ökumenismus-Dekrets, Frankfurt/M. 1977, 141–157).

Ich sehe es heute noch dramatischer: Die Kirchen werden aufhören, Trägerinnen der Weitergabe des Glaubens zu sein. Die Ängstlichen werden sie zu *Großsekten* machen, während die „Gebildeten“, die „Aufgeklärten“, die „Liberalen“ sich ihren *persönlichen* Mix aus Zeitgeist, Rationalität, außereuropäischen Traditionen der Lebenskunst und freischwebenden Ele-

menten der Christentumsgeschichte anrichten, und kein Friedrich Schleiermacher wird dasein, der, seinen berühmten Titel abwandelnd, „Reden über das Christentum an die Gebildeten unter seinen Verächtern“ hält, weil es keine gebildeten Verächter des Christentums mehr gibt, sondern nur noch „Kulturchristen“, die es durch sorgsame Auswahl – wörtlich: durch sorgsame *haireisis*, „Häresie“ – erreicht haben, daß die Religion des Gekreuzigten sie nicht mehr in Frage stellen kann. Damit es *dahin* nicht kommt, müssen die Kirchen das Jahrtausend der Verfeindungen beenden, zu neuer Gemeinschaft finden und dann *gemeinsam* der Welt auf *liebenswürdige* Weise das Evangelium von der Liebe Gottes bezeugen – in Anknüpfung *und* Widerspruch. Darum ist ökumenische Theologie, ist energische Hinterfragung der konfessionellen Gegensätze kein Hobby, sondern elementare Voraussetzung dafür, „daß die Welt glaube“ (Joh 17,21) – auch im 3. Jahrtausend.

5. *Führen Sie ein „geistliches Leben“!* Ich gebrauche den altmodischen Ausdruck bewußt, weil jeder „modernere“ die gemeinte, ganz schlichte und altmodische Sache nur verschleiert. Wenn es stimmt, daß das Gebet in der Ich-Wir-Du-Form die explizite, die buchstäblich „aus-drückliche“ Gestalt und darum der Ernstfall des Glaubens ist, dann sehe ich nicht, wie diejenigen, die ohne Gebet und dessen Gemeinschaftsform sind, den Gottesdienst, die Glaubensverkündigung zum Beruf machen können. Die Formen des Betens sind so vielfältig wie nur denkbar. Sie können sogar äußerlich sehr „arm“ sein und darin noch einmal unsere Armut vor Gott, unser Angewiesensein auf das Beschenktwerden durch Gott spiegeln. Es ist auch kein Einwand, wenn uns solches Beten „merkwürdig“ vorkommt. Denn voraussetzungsgemäß teilt es das Wesen des Glaubens. Dieser geht immer gegen den Augenschein der Welterfahrung, und darum weckt Beten notwendig das Gefühl, ins Leere hinein „du“ zu sagen. Und doch, ohne solches „Du-Sagen“ bleibt Glaube zwar möglich, aber er bleibt implizit, unausdrücklich. Können die, deren Beruf die Rede von dem Gott ist, der „unter dem Gegensatz verborgen“ ist (Luther), es bei solcher Unausdrücklichkeit belassen? Deshalb mein Rat, mit dem Versuch eines so verstandenen „geistlichen Lebens“ nicht abzulassen. Es ist ja letztlich eigentlich nicht unsere Anstrengung oder gar Leistung. Denn Gebet ist Anrede an Gott als *Antwort* auf sein vernommenes Wort. Und Einübung ins Beten ist im Grunde Einübung ins Hören.

6. Ein letzter Rat ist nicht katholisch, sondern amerikanisch: *Loben Sie auch einmal Ihre Professoren – und zwar nicht erst zum 60. oder 65. Geburtstag!* Wir „Profs“ sind nämlich auch nur Menschen. Und wenn wir Ihnen manchmal so „unnahbar“ vorkommen, wenn Sie auf dem Weg zu unseren Dienstzimmern Hemmschwellen überwinden müssen, so mißtrauen Sie

doch einmal herzlich diesem Eindruck! Nehmen Sie sich statt dessen ein Beispiel an ihren amerikanischen Kommilitoninnen und Kommilitonen. Die beenden das obligatorische Paper am Ende eines „Kurses“ (wie man drüben eine Lehrveranstaltung nennt) fast regelmäßig mit einer halb- bis ganzseitigen Lobeshymne, wie gut ihnen der Kurs gefallen und wie viel er ihnen gegeben habe. Nur zwischen den Zeilen bekommt man auch mit, was nicht so gut war. Etwas davon wünschte ich mir auch in Deutschland nachgeahmt. Den Mut zu offener Kritik haben Sie ja in den letzten 25 Jahren gut gelernt. Nun lernen Sie auch den Mut zum Loben – und fürchten Sie nicht, das werde Ihnen als Anbiederung ausgelegt. Im Gegenteil, Sie werden merken: Der Appetit des Essers wächst!

3. Ein persönliches Wort zum Schluß

Wie Sie wissen, werde ich im Rahmen der von der Behörde für Wissenschaft neu eröffneten Möglichkeiten – Stichwort „Fachvertretung“ – noch etwas in der Lehre tätig bleiben – soweit sich das mit den immer wieder verzögerten Projekten kombinieren läßt, die ich in der neu gewonnenen Freiheit endlich abschließen möchte. In keinem Fall kann mit mir alles so weitergehen wie bisher. Neben der Arbeit an den genannten Projekten – einem Kommentar zur Lehre des Thomas von der Sünde für Bd.12 der Deutschen Thomas-Ausgabe und einer kleinen, so der Arbeitstitel, „Katholischen Dogmatik aus ökumenischer Erfahrung“, in die meine Hamburger Erfahrungen eingehen sollen – habe ich mir vorgenommen, viel Zeit zu haben, um zu lesen, was „die Jungen“ schreiben. Als junger Doktor der Theologie habe ich 1967 den Berühmtheiten im Fach meine Dissertation zugeschickt – hatte mir dafür sogar im Verlagsvertrag extra eine Anzahl zusätzlicher Freiexemplare ausbedungen. Ich hoffte auf ein ermutigendes und/oder kritisches Wort. Dachte, die „Großen“, die aus dem dicksten Dreck der Anfängerjahre heraus sind, müßten doch jetzt Zeit haben zum Lesen und zum kritischen Reagieren! Aber kaum eine Reaktion kam – meist nicht einmal eine Eingangsbestätigung. Heute weiß ich, woran das liegt: Je mehr man die Anfängerjahre als Hochschullehrer hinter sich hat, um so mehr *wächst* die Arbeitsbeanspruchung statt abzunehmen. Erworbene Kompetenz spricht sich herum, und wehe dem, der dann ein schlechter Nein-Sager ist! Und so warteten inzwischen viele junge Kolleginnen und Kollegen vergeblich auf eine substantiierte Reaktion von mir wie ich damals auf eine solche von den Altvorderen. Darum möchte ich mir Zeit nehmen für die Arbeit der nächsten TheologInnen-Generation und ermutigen, wo es geboten ist, oder auch iro-

nisch warnen, wo man meint, das szientifische Niveau der recenten Publikationen durch redundante Applikation disziplinspezifischer Terminologie vindizieren zu sollen!

Ich möchte überhaupt endlich wieder einmal viel Zeit zum Lesen haben. All die wichtigen Bücher, die man unter dem Druck der „Verwertungszusammenhänge“ eingesehen, benutzt oder verschlungen hat, langsam und zweckfrei von vorn bis hinten zu lesen!

Denn nach genau – so hat es die Verwaltung für mich ausgerechnet – 35 Jahren und 106 Tagen aktiver Tätigkeit als Hochschullehrer der Theologie wird es höchste Zeit, daß ich anfangs, Theologie zu studieren!

Katholische Theologie – unterwegs mit Martin Luther¹

VON ULRICH KÜHN

Die Verabschiedung vom Otto Hermann Pesch aus seinem Lehramt am Fachbereich Evangelische Theologie in Hamburg ist ein Ereignis, das unwillkürlich den Blick zurücklenkt auf eine 35jährige ökumenische Freundschaft. Sie begann auf literarischem Wege mit Besprechungen von Studien zu Thomas von Aquin, gewann persönliche Gestalt bei unvergeßlichen Besuchen von Otto Hermann Pesch in der DDR der sechziger Jahre und stabilisierte sich zunehmend durch die Möglichkeit, miteinander für den Dialog Thomas – Luther und auf diesem Hintergrund für die katholisch-evangelische Verständigung einzutreten.

1. Zum theologischen Werk von Otto Hermann Pesch

a) Das umfangreiche Oeuvre von Otto Hermann Pesch (zu dem auch eine größere Anzahl von Schriften zur Spiritualität gehört) erreichte einen ersten Höhepunkt in der monumentalen Untersuchung zur Theologie der Rechtfertigung bei Martin Luther und Thomas von Aquin². In ihr trifft man bereits wesentliche Grundmotive von Peschs weiterem theologischen Schrifttum. In der Frage der Rechtfertigung ist „zwischen Thomas und Luther ein gegenseitiges Anathema weder nötig noch verantwortbar“³, auch wenn hier zwei sowohl inhaltlich wie vom Denkansatz her unterschiedliche Ausprägungen von Theologie vorliegen: „sapientiale Theologie“ bei Thomas, „existentielle